

## Cyrus Atabay

---

Cyrus Atabay, geboren am 6. 9. 1929 in Sadabad bei Teheran. Als Kind nach Deutschland gekommen, besuchte er die Schule in Berlin, lebte nach Kriegsende in Persien und in der Schweiz, ab 1951 wieder in Deutschland. Studium der Literatur an der Universität München. Danach wechselnde Wohnorte in Europa und im Iran. Seit der iranischen Revolution 1978 in London, seit 1983 in München. Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Atabay starb am 26. 1. 1996 in München.

---

\* 6. September 1929

† 26. Januar 1996

---

von Albert von Schirnding (E) und Birgit Otte (B)

---

## Preise

Preise: Hugo-Jacobi-Preis (1957); Preis „Junge Generation“ zum Kunstpreis Berlin (1960); Literatur-Preis der Stiftung zur Förderung des Schrifttums (1984); Adelbert-von-Chamisso-Preis (1990).

---

## Essay

In der Reihe des Limes Verlags „Dichtung unserer Zeit“ erschien 1956, im Todesjahr Gottfried Benns, die erste selbständige Veröffentlichung des Persers Cyrus Atabay: „Einige Schatten“, 38 Gedichte auf 24 Seiten. Ihr Verfasser war mit sieben Jahren nach Berlin gekommen, hatte deutsch zu sprechen, zu denken und zu dichten gelernt. Das Debüt des Siebenundzwanzigjährigen fiel in eine Phase lyrischer Flut; wobei die Flutmetapher sich nicht nur auf die poetische Hochkonjunktur dieser fetten Jahre, sondern auch auf den Einfluß des damaligen lyrischen Zentralgestirns Gottfried Benn bezieht. „So unerreichbar nie / das Glück, das atemlose, / als vor deinem Gesicht –“: Das war der Widerhall der Melodie, der sich kaum ein verseschreibendes Talent entziehen konnte. Und ein so hochmusikalisches Parlando wie das der Strophen, mit denen Atabay sein Bändchen beschloß, stand ganz im Bann der Formgebärde des späten Benn: „Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor, / mit allen Reizen angetan: / eine Terrasse, geöffnete Magnolie, / so buchtet eines Schiffes Bug in Gärten (...)“.

Aber trotz dieser Eingebundenheit in den Sprachrhythmus ihrer Entstehungszeit fiel an Atabays Gedichten etwas auf, was sie über die seinerzeit massenhaft produzierten Verse, die ebenso gekonnt wie miteinander verwechselbar waren, hinaushob. „Plötzlich weiß man wieder, was Lyrik ist. Der eine Punkt ist erreicht“, schrieb Curt Hohoff zu Atabays zweitem Gedichtband, den 1958 verlegten „An- und Abflügen“. Er hätte es schon anläßlich des ersten sagen können, zu dem Max Rychner ein Nachwort beigesteuert hatte. Es bedeutete mehr als eine Starthilfe, wenn es darin hieß:

„Empfangen wir den Gastfreund, der so sehr zu uns gehört! Er trete in den Divan, die Versammlung junger deutscher Dichter, deren besten Überlieferungen er sich mit allem, was er durch Geburt mitbringt, längst angeschlossen hat! Und empfangen wir seine Gabe so generös, wie er sie uns hinstreckt! Sie ist Geschenk und Versprechen zugleich.“

Das waren, trotz des zeittypischen Enthusiasmus für lyrischen Nachwuchs, doch ungewöhnliche Töne – so auffällig wie der Ton, den Atabays Gedichte selbst anschlugen, ein Ton, der die Anklänge an Benn in sich aufhob, in etwas ganz Eigenes verwandelte. Werner Weber, neben Rychner der andere literarische Stichwortgeber Zürichs, begrüßte Atabay auf der Frontseite der „Neuen Zürcher Zeitung“ als einen jungen Charakter „inmitten von Konfektion“. „Er hat den intelligenten Legendenton, mittelmeerisch (...). Manche karren Bildung ins Gedicht hinein; er nimmt sie mit fast verschwundener Mühe mit (...). Die Lyrik, heutzutage, ist voll gewitzter Schönheit. Bei Cyrus Atabay findet man sie nicht. Wo er in seinem Gedicht die Schönheit eingefangen hat, da ist sie selbstverständlich.“

Diese Schönheit hatte viel zu tun mit Atabays Herkunft, der Symbiose von östlichen und westlichen Elementen in seiner Lyrik. Der Enkel des Resa Schah Pahlawi, der nach der Entmachtung der Kadscharen-Dynastie den Pfauenthron bestiegen hatte, war 1929 in Teheran geboren worden, hatte in Berlin die Schule besucht und lebte nach Kriegsende in Persien und in der Schweiz. 1951 kehrte er nach Deutschland zurück, ließ sich in München nieder – soweit man im Fall dieses von Haus aus Unseßhaften überhaupt von einem festen Wohnsitz sprechen kann. „Altes Persisches und modern Westliches“, schrieb Max Rychner, „begegnen und verbinden sich in ihm.“ Auch einige Bände mit Übersetzungen neuer und alter Dichtungen aus der persischen Literatur belegen dieses Interesse Atabays. Er selbst bezeichnete seine Arbeiten als den „Versuch, Orient und Okzident in einer Handspanne unterzubringen“. Bezeichnend für dieses Bestreben ist etwa das Gedicht „Durchdringung“ aus „Einige Schatten“:

Mond der Loire, in dessen Zeichen  
der Bauer sein Gesicht erkannte:  
Das Samenkorn öffnete sich der Welle.

So umbrandeten deinen Schlaf  
die Fittiche des Weihs,  
der in Ketten lag.

Knechtschaft beugt Orient und Okzident gleich,  
die Königlichkeit des einen  
besiegelt des anderen Freiheit erst.

O Gleichgewicht der Sonnen,  
wenn ins Licht die starke Rechte  
den Falken hebt.

Morgenländisches blieb auch in Atabays folgenden Publikationen tonangebend. Eine Entwicklung läßt sich übrigens der Folge seiner Veröffentlichungen nicht ablesen: Das linear als dünne Richtschnur zwischen zwei Enden Ausgespannte ist nicht Atabays Sache. Entwicklung ist ein

westlicher Begriff; Benn bestimmt die Tiefe seines östlichen Weisen in den „Statischen Gedichten“ als „Entwicklungsfremdheit“. In dem Band „Gegenüber der Sonne“ (1964) gelten ein paar – „Kindheit“ überschriebene – Seiten der östlichen Herkunft. Sadabad ist ein Ort dunkler Geheimnisse, der Aufenthalt des Dschinn, wo gefangene Skorpione und nur scheinbar gezähmte Nattern den Knaben bedrohen, wo Schakale und Käuze seinen Schlaf bedrängen und der Geruch von Opium ihn betäubt. Der Dichter begnügt sich jedoch nicht damit, einfach das Tor zu den magischen Gärten seiner Kindheit aufzustoßen und mit den Überraschungen eines exotischen Labyrinths aufzuwarten. Er „sucht das Weite“ – eine so geläufige Redewendung nimmt sich in Atabays Sprache, von der ihn der Hiat des Nichtthineingeborens trennt, wie eine Entdeckung aus. Ein sonnenäugiger Bote führt ihn weg, ein Schiff nimmt ihn auf, ein Vogel trägt ihn fort, oder er schließt sich – so in einem Text aus seinem Buch „Stadtplan von Samarkand“ (1983) – „einer Karawane an, die westwärts unterwegs“ ist. Unterwegssein, Heimatlosigkeit, die Bereitschaft, immer wieder aufzubrechen, kurz: das nirgendwo verankerte Ich wird zum lyrischen Leitmotiv. Noch die Sprache behält ein Moment von Fremde; Atabay fühlt sich jenen Dichtern verwandt, die wie Kafka, Werfel, Urzidil in der Prager Sprach-Diaspora lebten: „(...) meine Sprachinsel / dich zu schildern / müßte ich ein gelernter Deutschböhme sein (...)“ (so in „Die Leidenschaft der Neugierde“, 1981).

Erstaunlich ist die Fülle der Spiegelfiguren, die Atabay in seiner Lyrik evoziert: die *figure isolée* sucht sich ihre Doppelgänger und versammelt sie unter Überschriften wie „Legenden“, „Porträts“, „Caravaggio & Co.“, eine ebenso gemischte wie durch den Bezug zu ihrem Gastgeber überraschend zusammengehörige Gesellschaft von Flüchtlingen, Verlierern und Verlorenen. Da wird Paracelsus aus den Städten verjagt, entäußert sich der alte Rembrandt des Prunks der frühen Jahre; da trifft der Dichter Fleming auf einem Platz in Isfahan den als taumelnden Derwisch verummten Tod, treibt die Strömung den jungen Maler Carl Philipp Fohr den Tiber hinab, in dem er ertrinkt: verwandte Lebens-Irrläufe, Brüder im Elend (das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen).

Der Titel des Gedichtbandes von 1977 „Das Auftauchen an einem anderen Ort“ ist programmatisch. Das Gedicht figuriert als Vexierspiegel und Deckadresse. So liest man schon in „Einige Schatten“: „Die Tarnkappe verbirgt den Freischärler, / der im eigenen Alexanderreich / die Bilder ordnet / von den Raubzügen der Augen.“ List ist im Spiel; es gilt, sich zu verstellen, eine Schutzfarbe anzunehmen, die Verfolger zu täuschen. Die Existenzweise des Gasts, des Fremden, des Außenseiters, des „blinden Passagiers“ wird in immer neuen Variationen poetisch beschrieben:

Wo wohnt er denn nun eigentlich,  
ganz oben im Dachzimmer  
oder im Keller?

Man kann ihn in keiner Etage  
unterbringen,  
vielleicht hat er sich eigens  
ein Zwischenstockwerk eingerichtet?

Man begegnet ihm manchmal flüchtig

im Treppenhaus,  
es kann aber auch  
ein Luftzug gewesen sein.

(...)

Dieses Gedicht aus „Die Leidenschaft der Neugierde“ heißt „Eine undurchsichtige Erscheinung“. Ein „Logbuch“ im selben Band enthält den Vers: „Glücklich preist sich der Gescheiterte, / weil er unauffindbar bleibt.“ In dieser Doppelzeile verbindet sich der Gestus des Sichentziehens mit dem des Sichunterwerfens. Die Niederlage erscheint als Möglichkeit der Rettung. Und etwas Drittes, nicht weniger Charakteristisches kommt hinzu: die Meerfahrt-Metapher. Das Scheitern, von dem hier die Rede ist, ereignet sich als Schiffbruch. Strand und Küste, Fels und Sandbank, offener Himmel und hohe See, der vom Fang überbürdete sinkende Kahn und der Schwimmer, der sich dem Taumel des Meeres hingibt und versinkt, um sich zu gewinnen –: die Chiffren aus dem Navigationsbereich ziehen sich als leuchtende Spur durch Atabays Dichtung, Positionslichter, die dem Leser den Kurs durch diese lyrischen Gewässer weisen, auch wenn der Ort, den sie anzeigen, wieder und wieder einen Untergang bezeichnet.

Das Meer steht für die Weite, in die das luftige Ich sich davonmacht, die Leere, die nicht nur vom Sog der Erdschwere, sondern auch aus der Umklammerung durch das Denken befreit („die Gedanken nicht über die Kimm hinausschweifen lassen“, zitiert Atabay eine alte Seemannsregel). Und ebenso steht das Meer für Einsamkeit, Versinken und Verwandlung. Eine mythische Variation des Themas gibt das frühe Gedicht „Dionysos auf dem Meer“ (in „An- und Abflüge“), eines der nicht allzu zahlreichen Stücke, in denen Atabay den Reim verwendet. Auf der Fahrt nach Naxos, wo er die von Theseus verlassene Ariadne erlösen wird, legen verblendete tyrrhenische Seeräuber den Gott in Bande, um ihn als Sklaven nach Italien zu verkaufen. Da fallen die Fesseln von selbst ab, Efeuranken und Weinreben schlingen sich um Mast und Segel des Schiffs, das plötzlich stillsteht. Den erschreckten Piraten geht ein Licht auf, sie stürzen sich ins Meer und werden in Delphine verwandelt. In der Verwandlung durch den Dichter hat der Mythos, den er aus Karl Kerényis Mythologie, einer seiner poetischen Schatzkammern und Fundgruben, entnommen hatte, diese Form gefunden:

Dionysos auf dem Meer

Taumel der Möwen und der Fluten,  
der Entrückten Schrei in deinem Ohr,  
Gesang der Fische, die an Deck verbluten,  
des Schiffes, das den Kurs verlor.

Die Himmel rauschen auf, die Brunnen, die Fontänen,  
die Vögel überstürzen dich in wildem Chor,  
die Segel folgen traumgewillt den Schwänen,  
der Ferne zu, die das Schiff erkor.

Bekränzt mit Glyzinien und mit Flieder,  
Rebenumwunden die Rahen wie die Masten,

Verzückte Barke, meerberauschte Lieder:  
gesprengt die Fesseln, verwandelt sind die Lasten.

Immer wieder findet sich in Atabays Lyrik diese Erfahrung des plötzlichen Umschlags aus Mangel in Fülle, Entbehrung in überströmenden Reichtum, des Augenblicks der unvorhergesehenen Besenkung. Trotz der Richtung zum Untergang, in die sie weisen, sind diese Gedichte nicht nur frei von den privaten Wehleidigkeiten einer „Neuen Sensibilität“, sondern auch immun gegen die Sprachzweifel und -verzweigungen, die manches lyrische Talent unter seinen Zeitgenossen bis zur Ungenießbarkeit ausgemergelt haben. Ein verhaltener Panegyrismus ist am strömungswidrigen Werk. „Gegenstimme“ heißt folgendes kurze Gedicht aus dem Band „Gegenüber der Sonne“:

Hier, auf Einsamkeits-  
höhe,  
hier, eingeschlossen  
vom Ödland  
erhebt sich die Gegenstimme,  
gefährdet, doch stark:  
ein blühender Baum  
schlug sein weißes Zelt auf  
für uns.

Der blühende Baum, möglicherweise inzwischen am Blühen gehindert, überdauert in diesem Gedicht aus den frühen sechziger Jahren, das Gedicht selbst ist die Gegenstimme, eine Antwort voller Grazie auf die Zumutungen einer gottverlassenen Wirklichkeit, „gefährdet, doch stark“. Beim jungen Atabay liest man eine „Ode an die Augen“, eine Hymne „An die Freude“, und der „Stadtplan von Samarkand“ endet mit Versen, die von der „wunderbaren Heilung / durch die Lauterkeit der Dinge“ sprechen. Es ist so viel einfacher, dem auf Schritt und Tritt uns einholenden Grauen Sprache zu geben als den „blitzhaften Überwältigungen“ durch das „unbegreiflich Schöne“. Atabays Lyrik gelingt auf die scheinbar leichtfüßigste Weise das Schwerere: die Erkundung des „beständig Zarten“, die Verwandlung der „Fesseln“ in „Efeuranken“. „Ich erinnere mich nicht“, schreibt Karl Krolow zum „Stadtplan von Samarkand“, „daß in der Lyrik der letzten Jahre ähnlich klar und denkbar einfach wie hier die Schönheit gepriesen worden wäre.“

Die Moral dieses lyrischen Ichs, schon früh formuliert, mutet heute aktueller denn je an. Es ist die Moral der Besitzlosigkeit, der Unanfechtbarkeit durch die Erpressungen, in die das Verfallensein an das Haben verstrickt. Die Zugvögel verkünden sie; sie klingt so einfach, wie sie schwer zu erfüllen ist: Freiheit gewährt sich nur im traumgerichteten Flug, im flüchtigen Verweilen, in der Absage an das, was uns hält.

„Prosperos Tagebuch“ (1985) vereinigt und verwandelt die Motive von Atabays Lyrik im Zeichen des seiner Magie abschwörenden Zauberers von Shakespeares Gnaden zu einem ebenso polyphonen wie einheitlichen Lebens- und Kunst-Resümee. Hier, auf Prosperos Insel, im Krafffeld, das sich zwischen Kaliban und Ariel, Erde und Himmel erstreckt, haben die Dinge ihre Undurchdringlichkeit verloren, die dem lyrischen Willen zur Metapher: zur Aufhebung der kompakten Einzelheiten in einen Bedeutungszusammenhang, entgegensteht. In der Reichweite von Prosperos einsamer Herrschaft sind die

Gegenstände durchsichtig und schwerelos genug, um aufeinander verweisen, sich selber meinen und zugleich Bild und Zeichen werden zu können. Die Szenerie geht in „Landschaften des Innern“ über, ohne daß sie etwas von der Schärfe ihrer Konturen verliert. Der „Maulbeerbaum im Hof deiner Kindheit“ wird als „Meister der Entäußerung“ begriffen: „blätterlos ist er frei von Besitz/ doch schwer von Erinnerung“. Die Evokation des seinen Stab zerbrechenden, sein Buch ertränkenden Zauberers bezieht sich auf das paradoxe Verhältnis von Macht und Ohnmacht des Dichters in dürftiger Zeit: Der Weg führt weder ins selbstaufgelegte Verstummen noch in eine neue Sänger- und Seher-Attitüde, sondern in die für Atabay Lyrik so charakteristische Balance zwischen Mangel und Fülle, Schweigen und Ausdruck.

Dafür bietet der Band „Die Linien des Lebens“ (1986) reiches Belegmaterial. Wieder geht der Kurs in Richtung einer „weglosen Weite“; er verdankt sich der Hingabefähigkeit eines Ichs, das mit den Jahren nicht schwerer, sondern leichter wird, dem die Nähe nicht zur Gewohnheit wurde und das sich bescheinigen kann: „Du hast die Dinge/ nicht zu deinem Eigentum gemacht/ Besitz wäre schon Einbuße/ an der Hingabe/ zum Werk der Vergänglichkeit.“ In den 1990 erschienenen „Puschkiniana“ liest man von einer „Disposition für alle Verzauberung“. Da sie den ganzen Menschen verlangt, fehlt die Bereitschaft, sich gegen oder für bestimmte Zustände zu ereifern, fehlen die Worte, die das Negative beim Namen nennen, ebenso die Wunschbilder, die Handlungen zwecks ihrer Verwirklichung in Bewegung setzen sollen.

Cyrus Atabay blieb ein Lyriker, auch wenn er Prosa schrieb. Trotzdem vermittelt der Band „Leise Revolten“ (1992), der die in einer ganzen Reihe von Gedichtbänden verstreuten Prosatexte aus ihrer Nachbarschaft zu den Versen löst und neu vereinigt, eine Entdeckung: Hier begegnet man einem Meister der sogenannten kleinen Form, einem Meister, der vom Himmel eines Apriltages fiel: „April, zögernder Schachspieler, der seine Züge wieder zurücknimmt: zwischen Scheitern und Verheißung, zwischen Schuld und Aufschub schwankend, halb im Abschied und halb dem Fortgang zugewandt.“

Als Gottfried Benn 1954 in München seinen Vortrag „Altern als Problem für Künstler“ gehalten hatte, wartete der damals 24jährige Atabay mit gelben Rosen und ungedruckten Gedichten in der Hotelhalle auf den vergötterten Dichter. Das Wunder geschah: Benn kam kurz vor Mitternacht ins Hotel, nahm die Rosen entgegen und fragte, wo es eine Kaschemme gebe. Dann saßen der alte und der junge Lyriker in einer Kneipe zusammen, gebeugt über das Manuskript. Es war der Augenblick der Musenweihe, der Initiation. Wiederholt finden sich in dem Prosaband Reflexe dieser mythischen Berufung. Eine Erinnerung gilt dem Besuch bei der Witwe Benns und „wie ich sie ermutigte, ich, der selbst so mutlos war“. Im Nebensatz steckt die Hauptsache, das Geheimnis dieser Texte. Ein „blinder Passagier“, ein „Kenner der Spielregeln des Scheiterns“ spricht, aber seine Sätze sind voller Glanz. Selten sind die Stücke länger als eine halbe Seite, Miniaturen also. Das Wort täuscht seine Herkunft vom lateinischen „minor“ nur vor und bezeichnet nicht etwa Kleinkunst. Vielmehr kommt es vom lateinischen „minium“, das im Deutschen zu „Mennigrot“ wurde. Miniatura ist die Kunst, mit Zinnoberrot zu malen, und meint die mittelalterliche Technik, den Initialen kostbarer Handschriften eine leuchtende Färbung zu geben. Atabay ist – nicht nur in seiner „kleinen Prosa“ – ein Meister der Miniatur.

Als „zerstreutes äolisches Material“ bezeichnet der Untertitel die Texte des Bandes „Die Wege des Leichtsinns“ (1994). Ein Gedicht gibt Auskunft: „Auf nackter Erde bloßem Gestein / zwischen Sträuchern zerstreute Sandkörner / in Gnade und Widerruf vereint und getrennt / klirrende Gischt in Staubstürmen / zueinander fliegend beieinander liegend / äolisches Material in Windschrift / geschrieben und verwischt“. Aiolos ist der griechische Gott der Winde; die von ihm bewegten Sandkörner bilden flüchtige Konfigurationen, in denen Sinn aufblitzt, um gleich wieder zu verlöschen. Also handelt es sich eigentlich um das Gegenteil von Gedichten, wenn man darunter Gebilde versteht, die um einen Ich- oder Bildkern zentriert und gegen den Wind der Zeit abgedichtet sind. Die Wege des Leichtsinns weisen in östliche Richtung.

Befremdlich klingt der Titel eines Gedichts, das Erich Fried in seinem 1984 erschienenen Band „Beunruhigungen“ seinem Freund Cyrus Atabay gewidmet hat. Es heißt „Der Gewissenlose“: „Wenn alle meine / gewissenhaften Freunde / mich ermüden / und trostlos lassen / finde ich Trost / in den Versen/ dieses Gewissenlosen“. Der Autor, der sich aus moralischer Empfindlichkeit in den Streit der Welt mischt, hat Partei ergriffen und sich damit dem Partikularen verpflichtet und verschrieben. Der Dichter von Gottes oder Allahs Gnaden dagegen ist „anderweitig verpflichtet, / Kometen auf der Spur“; er tritt für das Ganze ein, gibt den Dingen seine Stimme und macht eben dadurch den Planeten bewohnbar:

Ihr,  
die ihr euch selbst genügt,  
bedürft ihr nicht,  
um so zu blühen  
in diesem Überschwang,  
der Zuneigung,  
des Atems und  
unserer schwachen Worte  
doch?

Der partiellen Gewissenlosigkeit korrespondiert also eine universelle Verantwortung, wobei ein so sperriger Begriff wie Verantwortung dem mythopoetischen Sachverhalt nicht mehr angemessen ist. Dieser setzt ein autonomes Subjekt voraus, während Atabays lyrisches Ich eher als ein Organ zu verstehen ist, durch das die Dinge zur Sprache und damit zu sich selber kommen. Dies mag dann in der Hitze des Gefechts, im Getümmel der sich für bestimmte Zustände Ereifernden wie Kälte anmuten. Es ist die Kälte eines Künstlertums, das sich heraushält aus dem Streit der Welt – nicht um das eigene Ich in Sicherheit zu bringen, sondern im Gegenteil: es für das unteilbare Ganze des Wirklichen offen zu halten.

---

## Primärliteratur

„**Einige Schatten**“. Nachwort von Max Rychner. Wiesbaden (**Limes**) 1956.  
(=Dichtung unserer Zeit 5).

„**An- und Abflüge**“. München (**Hanser**) 1958.

„**Meditation am Webstuhl**“. München (**Hanser**) 1960.

„**Gegenüber der Sonne**“. Hamburg, Düsseldorf (**Claassen**) 1964.

- „**Doppelte Wahrheit**“. Hamburg, Düsseldorf (**Claassen**) 1969.
- „**An diesem Tag lasen wir keine Zeile mehr**“. Frankfurt/M. (**Insel**) 1974.
- „**Das Auftauchen an einem anderen Ort**“. Frankfurt/M. (**Insel**) 1977.
- „**Die Leidenschaft der Neugierde**“. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1981.
- „**Salut den Tieren. Ein Bestiarium**“. Original-Offsetlithographien von Bernhard Jäger. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1983.
- „**Stadtplan von Samarkand**“. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1983.
- „**Prosperos Tagebuch**“. Gedichte. Farbige Offsetlithographien von Winfred Gaul. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1985.
- „**Die Linien des Lebens. Gedichte**“. Offsetlithographien von Winfred Gaul. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1986.
- „**Puschkiniana. Gedichte**“. Offsetlithographien von Ulrich Erben. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1990.
- „**Gedichte**“. Frankfurt/M., Leipzig (**Insel**) 1991.
- „**Leise Revolten. Kleine Prosa aus drei Jahrzehnten**“. Illustrationen von Winfred Gaul. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1992.
- „**Die Wege des Leichtsinns. Zerstreutes äolisches Material. Gedichte**“. Düsseldorf (**Eremiten-Presse**) 1994.

---

## Übersetzungen

- Hafis**: „**Liebesgedichte**“. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1965. Erweiterte Neuauflage: Frankfurt/M. (Insel) 1980. (= Insel Bücherei 1009).
- „**Gesänge von Morgen. Neue iranische Lyrik**“. Übersetzt und hg. von Cyrus Atabay. Hamburg, Düsseldorf (Claassen) 1968.
- „**Die Worte der Ameisen. Persische Mystik in Versen und Prosa**“. Übersetzt und hg. von Cyrus Atabay. Hamburg, Düsseldorf (Claassen) 1971.
- Omar Chajjam**: „**Wie Wasser strömen wir**“. Farbige Originalgraphiken von Josua Reichert. Übersetzt und hg. von Cyrus Atabay. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1984.
- Obeyd-e-Zakani**: „**Mäuse gegen Katzen**“. Fabel. Originalholzschnitte von Wolfgang Simon. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1986.
- Hafis**: „**Offenbares Geheimnis. Fünfzig Gedichte aus dem Diwan**“. Graphiken von Josua Reichert. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1987.
- Dschalal ed-din Rumi**: „**Die Sonne von Tabriz**“. Gedichte. Aufzeichnungen und Reden. Farbige Offsetlithographien von Winfred Gaul. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1988.
- Abul Ala Al-Ma'arri**: „**Die Notwendigkeit des Unnützen. Gedichte**“. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1993.
- Dschalal ed-din Rumi**: „**Ich sprach zur Nacht. Hundert Vierzeiler**“. Graphiken von Josua Reichert. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1996.

---

## Sekundärliteratur

- Haas, Helmuth de:** „Mit romantischer Traumfracht überladen“. In: **Die Welt**, 5.7.1958. (Zu: „An- und Abflüge“).
- Fritz, Walter Helmut:** „Atabay, Cyrus: ‚An- und Abflüge‘“. In: **Welt und Wort**, November 1958.
- Fritz, Walter Helmut:** „Anruf und Beschwörung. Die Lyrik des jungen Persers Cyrus Atabay“. In: **Christ und Welt**, 5.2.1959.
- Beckmann, Heinz:** „Fahnenflüchtige der Erde“. In: **Rheinischer Merkur**, 6.5.1960. (Zu: „Meditation am Webstuhl“).
- Tumler, Franz:** „Berlins persischer Literaturpreisträger“. In: **Der Tagesspiegel, Berlin**, 5.6.1960. (Zu: „Meditation am Webstuhl“).
- Dechene, Lisa:** „Heimat in deutscher Sprache“. In: **Echo der Zeit**, 3.7.1960. (Zu: „Meditation am Webstuhl“).
- Fritz, Walter Helmut:** „Lyrische Protokolle“. In: **Neue Deutsche Hefte**. 1960. H. 72. S. 363–364. (Zu: „Meditation am Webstuhl“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Cyrus Atabay: ‚Gegenüber der Sonne‘“. In: **Neue Deutsche Hefte**. 1964. H. 101. S. 133– 135.
- Delius, F. C.:** „Lyrische Falschmünzerei“. In: **Die Weltwoche**, 9.4.1965. (Zu: „Gegenüber der Sonne“).
- Schnapauß, Ulrich:** „Motive aus Traum und Meer“. Gespräch. In: **Die Welt**, 20.9.1965.
- Vocke, Harald:** „Hafis – endlich ost-westlich“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 24.12.1965. (Zu: Hafis: „Liebesgedichte“).
- Schirnding, Albert von:** „Auch das Licht hat seine Geheimnisse. Besprechung zu ‚Gegenüber der Sonne‘“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): **Lyrikl. TEXT + KRITIK**. 1965. H.9. S.40.
- Hohoff, Curt:** „Probleme des jungen Iran“. In: **Rheinische Post**, 4.1.1968. (Zu: „Gesänge von Morgen“).
- Schumann, Jochen:** „Neue Lyrik aus Persien“. In: **Westdeutsche Allgemeine Zeitung**, 24.8.1968. (Zu: „Gesänge von Morgen“).
- Hohoff, Curt:** „Aus dem Lande des Hafis: Gesänge von morgen“. In: **Die Welt**, 29.8.1968.
- Hohoff, Curt:** „Der deutsche Perser“. In: **Rheinische Post**, 18.4.1970. (Zu: „Doppelte Wahrheit“).
- Mader, Helmut:** „Never Come Back?“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 7.5.1971. (Zu: „Doppelte Wahrheit“).
- Fringeli, Dieter:** „Cyrus Atabay: ‚Die Worte der Ameisen. Persische Mystik in Versen und Prosa‘“. In: **Die Tat, Zürich**, 11.12.1971.
- Epting, Karl:** „Die Worte der Ameisen“. In: **Nürnberger Zeitung**, 27.1.1973.
- Piontek, Heinz:** „Mit unbesorgter Anmut“. In: **Rheinischer Merkur**, 31.5.1974. (Zu: „An diesem Tage“).

- Piontek, Heinz:** „Die Welt findet wundersam ihren Reim“. In: **Schwäbische Zeitung**, 5.6.1974. (Zu: „An diesem Tage“ und „Die Worte der Ameisen“).
- Kaschnitz, Marie Luise:** „Zeitgemäßes Hakenschlagen“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 22.6.1974. Auch in: Frankfurter Anthologie. Frankfurt/M. (Insel) 1976. S. 232–233. (Zu dem Gedicht: „Schutzfarben“).
- Krolow, Karl:** „Wiederkehr“. In: **Hannoversche Allgemeine Zeitung**, 20.7.1974. (Zu: „An diesem Tage“).
- Hartung, Rudolf:** „...auf den Traum gerichtet“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 27.7.1974. (Zu: „An diesem Tage“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Cyrus Atabay: ‚An diesem Tage lasen wir keine Zeile mehr‘“. In: **Die Tat, Zürich**, 31.8.1974.
- Ayren, Armin:** „Auf Wanderschaft mit großen Dingen“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 11.6.1977. (Zu: „Auftauchen“).
- Heybrock, Christel:** „Existenz zwischen zwei Welten“. In: **Mannheimer Morgen**, 9.3.1978. (Zu: „Auftauchen“).
- Krolow, Karl:** „Sprechen mit halber Stimme“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 8.8.1981. (Zu: „Leidenschaft“).
- Schirnding, Albert von:** „Er ist dagewesen“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 26./27.9.1981. (Zu: „Leidenschaft“).
- Werth, Wolfgang:** „Angst vor Khomeini?“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 16.12.1982.
- Reich-Ranicki, Marcel:** „Der Prinz von Persien. Ein deutscher Fall“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 21.12.1982.
- Krolow, Karl:** „Eine Bastion aus Heckenrosen“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 11.6.1983 (Zu: „Stadtplan von Samarkand“).
- Jost, Dominik:** „„Stadtplan von Samarkand““. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 6.9.1983.
- Schirnding, Albert von:** „Gartenlandschaft west-östlich“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 10./11.9.1983. (Zu: „Stadtplan von Samarkand“).
- Krolow, Karl:** „Signalfäden von Satz zu Satz“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 23.12.1983. (Zu: „Salut den Tieren“).
- Krolow, Karl:** „Wenn man den Träumen traut“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 9.8.1985. (Zu: „Prosperos Tagebuch“).
- Ingen, Ferdinand van:** „Cyrus Atabay: ‚Prosperos Tagebuch‘“. In: **Deutsche Bücher**. 1985. H. 4. S. 253–254.
- Schirnding, Albert von:** „Ein Meister der Entäußerung“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 5.12.1985. (Zu: „Prosperos Tagebuch“).
- Krolow, Karl:** „Das Echo der Worte“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 22.12.1986. (Zu: „Linien des Lebens“).
- Schirnding, Albert von:** „Noch einmal das Wagnis des Gedichts“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 8.7.1987. (Zu: „Linien des Lebens“).
- Heuer, Otto:** „Vom Segen der Narrheit“. In: **Rheinische Post**, 29.9.1987. (Zu: „Linien des Lebens“).

**Schirnding, Albert von:** „Zwischen Osten und Westen. Cyrus Atabay erhält den Chamisso-Preis“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 16.2.1990.

**Segebrecht, Wulf:** „Sehnsucht nach dem Anderen“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 19.1.1991. (Zu: „Puschkiniana“).

**Schirnding, Albert von:** „Lieder des Prinzen Vogelfrei“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 6.2.1991. (Zu: „Puschkiniana“).

**Serke, Jürgen:** „Zugunsten des Dunklen, damit wir wieder sehen“. In: **Die Welt**, 13.3.1991.

**Görner, Rüdiger:** „Tauschen wir den Atem“. In: **Die Presse, Wien**, 1./2.6.1991. (Zu: „Gedichte“).

**Hinderer, Walter:** „Der Garten, unser schönes Buch“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 27.7.1991. (Zu: „Gedichte“).

**Schirnding, Albert von:** „Die Kunst, mit Zinnoberrot zu malen“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 10.2.1993. (Zu: „Revolten“).

**Schirnding, Albert von:** „In östlicher Richtung“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 4./5.2.1995. (Zu: „Wege des Leichtsinns“).

**Bucheli, Roman:** „Abtrünnige Welt“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 18.9.1995. (Zu: „Wege des Leichtsinns“).

**Ross, Werner:** „Chimäre im Jackett“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 29.1.1996. (Nachruf).

**Ross, Werner (Hg.):** „Der Dichter Cyrus Atabay. 1929–1996“. München (Beck) 1997.

---

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.08.2007

Quellenangabe: Eintrag "Cyrus Atabay" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000020>

(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)